



Leseprobe

Karl-Markus Gauß

Ruhm am Nachmittag

ISBN: 978-3-552-05567-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05567-4>

sowie im Buchhandel.

Unablässig schneite es weiche weiße Flocken, bis die nächtliche Straße zu glitzern begann. Ihre Freude, als sie im selben Moment merkten, wie unter den Schuhen der Schnee ihrer Kindheit knirschte. So gingen sie zu Silvester vom alten ins neue Jahr zurück.

Ein klarer, eisiger Winternachmittag; auf der hügelan führenden Augustinergasse, kurz vor der Müllner Kirche, kommt mir ein alter Mann entgegen. Er setzt seine Schritte, als würde ihn das Knie oder der Rücken schmerzen. Er hat das, was man früher eine Stoppelglatze genannt hat, mattblonde Haare, die stachelartig aufgestellt sind. Seine Gesichtshaut ist gerötet, er sieht müde aus, in sich gekehrt und traurig. Als er nur mehr ein paar Meter entfernt ist, holt er im Gehen einen silbernen Taschenkamm aus der Jacke und fährt sich mechanisch von vorne nach hinten durch das Haar. Mein Gott, das hat er auch früher, das hat er schon immer getan. Es ist Manni E., der fünf, höchstens sieben Jahre älter ist als ich und den ich, als er ein Bäckerlehrling und ich ein Volksschüler war, so bewunderte wie sonst keinen aus der Siedlung. Er war ein kräftiger, hilfsbereiter Bursche, im Sommer spielte er mit uns Jüngeren, die Schulferien hatten, bis sieben Uhr abends im Hof Fußball, dann rief ihn sein Vater, und er lief die zwanzig Meter bis zum Haus und kletterte durch das geöffnete Fenster in die Wohnung im Parterre. Er musste bald schlafen gehen, denn als Bäckerlehrling hieß es früh, kaum dass die Sonne aufging, aus dem Bett. Er trug schon damals immer einen Kamm bei sich und hat jede Stunde sein Haar zurückgekämmt, dass es sich steil aufstellte. So macht er es

heute noch. Mehr als vierzig Jahre habe ich ihn nicht gesehen, jetzt bin ich ihm dankbar, dass er seinen Blick nicht von dem eisigen Weg hebt, der Held meiner Kindheit.

Kleine Mathematik des Jahreswechsels: Selbst wenn er 81 Jahre alt wird, hat er jetzt schon zwei Drittel seines Lebens hinter sich. Und wenn er es immerhin auf 72 bringt und damit auf drei mehr als sein Vater, auf dreizehn mehr als dessen Vater, dann wird er nur mehr ein Viertel vom Ganzen vor sich haben. Was er früher von den Alten, die ihm damals richtig alt erschienen, zu hören bekam, aber nicht wirklich aufnahm mit Herz und Verstand, die Klage nämlich, dass die Jahre erschütternd schnell vergangen waren, bald wird es auch die seine.

Im April 1943 wird der ungarische Erzähler, Dramatiker und Journalist Sándor Márai 43 Jahre alt. Seit zehn Jahren ist er der populärste Schriftsteller seines Landes, alle seine Romane werden Bestseller, und um ihn als Mitarbeiter zu halten, zahlt ihm die Zeitung *Pesti Hírlap* für sein sonntägliches Feuilleton den dreifachen Monatslohn eines Arbeiters. Im Haushalt glänzt seine Frau Lola, die ihn später über alle Stationen des Exils mit seinen materiellen und existentiellen Krisen begleiten wird, als elegante Gastgeberin, standesgemäß unterstützt von Köchin und Haushälterin. Das bürgerliche Glück eines Schriftstellers, der das Bürgertum welthistorisch für berufen hielt, die Menschheit kulturell zu veredeln, scheint vollkommen; aber es mehren sich, auf allen Ebenen des privaten, beruflichen, nationalen Lebens, die Zeichen des Untergangs.

Vier Jahre vorher war das einzige Kind des Ehepaars bald nach der Geburt gestorben. In seinen Tagebüchern spricht Sándor Márai nur selten und meist in lapidaren Worten von

diesem Sohn, kühler als von seinen geliebten Hunden, aber je länger der Tod zurückliegt, umso deutlicher wird ihm: »Mein größter Schmerz: der Tod des kleinen Kindes. Nicht sofort; später, Jahre später.« Im Winter dieses Jahres 1943 wirft ihn, den robusten Vielarbeiter, eine schmerzhafte Nervenentzündung nieder, drei Monate muss er das Bett hüten. Und wovon er lange Zeit wenig Kenntnis nehmen wollte, dass sich Ungarn nämlich im Krieg befindet und noch dazu auf der Seite von Nazi-Deutschland, das dringt mit düsteren Meldungen von der Front und erschreckenden Beobachtungen, die er in den Straßen von Budapest macht, immer störender in seinen Alltag; in den Alltag eines Mannes, der bisher penibel getrachtet hatte, sein Leben ganz auf die Arbeit auszurichten: »Ein Leben nach Stundenplan. Die Unterordnung des Gemeinschaftslebens, des Essens, ja des Geschlechtslebens unter das Schreiben.«

Jetzt, da ihm der tote Sohn in den Sinn kommt, sein eigener Körper sich als anfällig erweist, rundum die Sekurität des großbürgerlichen Lebens brüchig wird und der Krieg, in fremde Länder getragen, in das eigene zurückkehrt, geht in Márai eine erstaunliche Veränderung vor. Es ist eine Veränderung, die seine ganze Existenz erfasst und eine bedeutende literarische Wirkung zeitigt. Der Erfolgsautor, der mit stupender Schnelligkeit Buch um Buch, Artikel um Artikel publizierte, verliert nämlich die Freude an dieser Art von schriftstellerischer Existenz. Ein fundamentaler Zweifel fasst ihn an, für den er zunächst einen simplen Namen findet: Alter.

Aber es ist mehr als die Wahrnehmung, dass die Jugend dahin ist und eine Zeit kommt, in der manches, was er sich bisher wie selbstverständlich zumuten konnte, seinen Tribut verlangt, etwa die tägliche Vergiftung mit Nikotin. Auf der Höhe seines Ruhmes gerät der erfolgreiche Autor vielmehr

in die »erste große Krise meines Lebens, die Krise des verlorenen Glaubens, des Glaubens an meine Arbeit«. Das hat weniger damit zu tun, dass er das Zutrauen in seine schöpferischen Kräfte verloren hätte, als mit dem Zerfall jener Schicht, auf die er als Autor zeitlebens bezogen war, auf das ungarische, das mitteleuropäische Bürgertum.

Die Helden der Finanzwelt werden nacheinander als Hochstapler und Betrüger oder arrogante Versager enttarnt. Unvorstellbar ist die Schadenssumme, die der amerikanische Investmentbanker Bernard Madoff angehäuft hat, sofern man Gelder, die am Ende fehlen, anhäufen kann, in Form von Türmen des Verlusts gewissermaßen, auf die auch viele wissenschaftliche und karitative Institutionen gesetzt haben, etwa die Harvard University oder der Elie-Wiesel-Fonds.

Ein ähnlicher Bernard hat es in meiner Jugend zur Berühmtheit gebracht, der legendäre Hochstapler Bernie Cornfeld, ein Amerikaner, der die Deutschen an seinem betrügerischen Wesen von ihrem Wohlstand genesen ließ, indem er sie in den sechziger Jahren zu Anlageformen überredete, die ihrer Gier entsprachen und ihnen, anstatt sagenhafte Gewinne zu bescheren, schwer, aber redlich verdiente Verluste sicherten. Als er im Gefängnis landete, wurde bekannt, dass Cornfeld in jüngeren Jahren auf Jahrmärkten als »Alters- und Gewichtsschätzer« aufgetreten war, er wettete, wie alt und schwer jemand war und hatte ein untrügliches Gespür dafür. Die vereinten Bernies aller Alters- und Gewichtsklassen wetten heute darauf, ob Firmen, Konzerne, Volkswirtschaften untergehen oder überleben werden, und ob sie gewinnen oder verlieren, hängt weniger von diesen ab als von ihnen, wie viele sie sind und wie viel sie in das Spiel um den Niedergang, der ihr Gewinn ist, zu investieren bereit sind.

An der Universität wird die Finanzwirtschaft als Wissen-

schaft gelehrt, deren Gesetzen nachgerade naturwissenschaftliche Gültigkeit zukommt. Statt sie mit fragwürdigen Theorien zu verwirren, sollte man die Studenten mit bewährten Hochstaplern zusammenbringen, damit sie begreifen, wie diese denken, nach welchem Rhythmus sie ticken und wie sie die Leute, die betrogen zu werden wünschen, zu betrügen wissen. Zu jedem Betrugsfall gehören nämlich zwei, der Betrüger ist nichts ohne den, der betrogen werden will. Was man Neoliberalismus nennt, ist ein System, das beider bedarf, des Spekulanten, der Geld mit nichts als Geld schafft und dem alles, was es auf der Welt gibt und selbst das, was es nicht gibt, zum Geld wird – und jener, die ihn dafür bewundern, die ihm nachfolgen, von ihm reich gemacht werden möchten. (Und, natürlich, gehören zum Neoliberalismus auch die Ungezählten, die ihm schon zum Opfer fallen, solange für die Börsianer, die Groß- und die Kleinanleger, die Profiteure der großen Verbrechen und die Erbsenzähler des kleinen Vorteils die Welt der Spekulationen noch ganz in Ordnung ist.)

Es stimmt aber gar nicht, dass dem Spekulanten alles zum Geld wird. Er bemisst zwar alles in Geld, und er handelt mit ihm. Was er auf diese Weise vermehrt, ist aber Papier, und zwar nicht in der Weise, wie jedes Geld Papier oder Münze ist. Kein Finanzwissenschaftler weiß dem ratlosen Publikum aus betrogenen Betrügern zu sagen, wo die ungeheuren Summen von Geld, die in den vergangenen Wochen vernichtet wurden, vorher waren und wohin sie jetzt verschwunden sind. Es gab dieses Geld vorher in keinem Banktresor, und es wurde jetzt von keinem Zug mit ein paar Tausend Waggons zur Geldverbrennungsanlage gefahren. Dass es das Geld, das die einen reich, die anderen arm machte, gar nicht gab, ändert nichts daran, dass die einen damit reich, die anderen arm

wurden und ausgerechnet jenen, die das Geld, das gar nicht da war, verspielt haben, nun mit den Steuern derer ausgeholfen wird, die zu wenig davon hatten, um sich damit am großen Spiel mit dem Geld zu beteiligen.

Im letzten Herbst, als ich zu einer Lesung ins kalte, regnerische Brüssel musste, sah ich dort einige Obdachlose in Schlafsäcken unter einer Arkade liegen. Sie lagerten gegenüber der Börse, mit der ihr Unheil irgendwie verbunden war, auf eine verschlungene, komplizierte, doch unsäglich triviale Weise, und vielleicht hatten sie diesen Platz ausgesucht, weil sie das ahnten und der Welt zeigen wollten, dass es zusammengehörte, ihr Elend und diese Börse. Die hier lagen, mit struppigen Bärten, schorfigen Gesichtern, waren aber, leider, noch nicht die Börsianer selbst, die von der Stätte ihres Wirkens ausgespuckt worden wären, um gleich in deren Nähe kleben zu bleiben, mit einem Mal selbst zum Auswurf geronnen, zu dem sie über sekundenschnelle Transaktionen, mit denen sie Firmen aufkauften, ausweiteten und auf den Misthaufen warfen, täglich Zahllose machten; Menschen, die sie nie gesehen hatten und über die sie, würden sie ihrer in der Nähe ihres Arbeitsplatzes, der ehrwürdigen Börse von Brüssel, ansichtig werden, achtlos hinwegstiegen, weil sie niemals gestehen würden, nicht einmal sich selbst, dass diese Gestürzten überhaupt etwas mit ihnen und ihrer Arbeit zu tun hatten.

Als ich den Fernseher aufdrehte, wandte sich ein renommierter Banker meiner Stadt gerade beschwörend an die verstreute Gemeinde der kleinen Sparer. Eben noch hatten die Nachrichten vermeldet, dass die Banken einander weltweit nicht mehr trauten und sich gegenseitig kein Geld borgten. Jetzt erklärte der Banker, dass wir es in Wahrheit gar nicht

mit einer Krise des aufgeblähten Finanzwesens zu tun hatten; dass an der Krise auch nicht die Spekulanten Schuld trügen, die auf fallende oder steigende Kurse gesetzt hatten und am Verlust eines Konzerns mitunter mehr verdienten als an dessen Gewinn; und dass wir auch nicht über die übel beleumundeten Manager der Hedge-Fonds klagen sollten, die nur tun, was eben getan werden muss, damit eine Maschine, die läuft, auch wenn sie in die falsche Richtung läuft, nicht zu tuckern und zu stottern anfängt. Nein, sagte der Banker, die Mutter aller Krisen, die zur Finanz- und Kreditkrise geführt habe, sei die Glaubens- und Vertrauenskrise, mit der wir, die wir vom Welt- als Bankvertrauen abgefallen waren, unseren eigenen Wohlstand gefährdeten. Und darum sei es die religiöse Pflicht jedes Staatsbürgers, gefälligst wieder jenen Banken zu vertrauen, die einander nicht trauten, denn einzig unser Vertrauen könne unsere Sparbücher und Einlagen noch retten und irgendwann, vielleicht, dazu führen, dass sogar die Banken wieder Vertrauen zueinander fassten.

Es ist zwar zu verstehen, dass keine Bank überlebt, wenn alle Kunden auf einmal ihr Geld beheben wollen; trotzdem empfinde ich, seitdem der Banker dazu aufrief, einem Stand zu vertrauen, der sich selbst nicht traut, den heftigen Wunsch, das Vermögen, das ich nicht habe, unverzüglich als Zeichen des Protestes abzuheben und zuhause im Kopfpolster zu verstecken. Denn was mir gerade als Lebensmaxime empfohlen wurde, lautet ja: Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser. So lernt man begreifen, dass die Sicherheit unserer Finanzökonomie nicht von schnöden Dingen abhängt wie der Sicherung der Geldinstitute durch Eigenkapital. Oder davon, dass die Finanzwirtschaft, die mit fiktiven Posten reale Gewinne in unwirklich schneller Zeit erschafft, mit dem verkoppelt bleibt, was man einmal Realwirtschaft genannt hat; also mit jener ökonomischen Sphäre, in der Dinge auch



noch produziert werden, bevor das, was sie möglicherweise an Gewinn einbringen könnten, über die Kanäle des World Wide Web dreimal innerhalb einer Stunde um die Erde gejagt wird. Nein, die Sicherheit unseres Systems beruht – es war ein Banker, der mich das lehrte – auf einem immateriellen Wert, einer kollektiven Stimmung: auf dem Vertrauen, dem Glauben. Sobald wir das erzwungene Vertrauen, den verpflichtenden Glauben verlieren, kracht alles zusammen.

Die feste Basis des Finanzwesens ist also seine Fiktionalität. Kein Schriftsteller, der von Berufs wegen mit Phantasien, Erfindungen, mit Obsessionen, Träumen und Ideen zu tun hat, kann darin mit den Menschen aus der Bankwelt konkurrieren, von denen man annahm, sie wären kühle Rechner, Charaktere mit buchhalterischen Talenten. Dabei sind sie Händler mit Träumen, Spieler mit Vermutungen, haltlose Gambler, die Realitäten schaffen und zertrümmern und, während sie ihren Platz vor dem Bildschirm gar nicht verlassen, weltweit tätig sind.

»Dienstleistungsgesellschaft«: Sie verdient ihren Namen, weil sie uns nötigt, immer mehr Dienste für Unternehmen zu leisten, die sich an uns und den Diensten, die wir für sie verrichten, bereichern. Womit sie uns gewinnen, das ist der günstige Preis, die Unterbietung des Angebots, mit dem die konkurrierende Firma wirbt, um ein paar lumpige Cent. Es billig haben zu wollen kommt dem Kunden teuer. Auf den Preis dressiert, wie er ist, übernimmt er bereitwillig die Arbeit der Firma, seine eigene Arbeitszeit berechnet er nicht, sie ist ihm nichts wert, weil er sich selbst nichts wert ist. Stundenlang studiert er Prospekte, um dahinterzukommen, welche Handyfirma gerade das günstigste Angebot für ihn hat, folgsam fädelt er sich in die Warteschlangen der Callcenter ein, um für das Angebot, das er als das günstigste ausge-

macht zu haben glaubt, vorstellig zu werden, ungelenk bemüht er sich, über das Internet den Vertrag, den er mit einem Anbieter geschlossen hat, zu ändern, und wenn er sich auf den Weg macht, um seine Causa in einem Handy-Shop persönlich zu betreiben, wird er sein Wunder erleben: so viel Geld die miteinander auf Profit und Untergang konkurrierenden Firmen darauf verwenden, alle paar Wochen neue, teuer hergestellte Prospekte flächendeckend über die Republik zu verstreuen, so wenig erübrigen sie für sachkundiges Personal, das den Kunden zu beraten fähig wäre ... Zum Fachmann muss jeder werden, um kompetent für jene Firma tätig sein zu können, die ihm zwar ihre Waren verkauft, aber seine Dienstleistung unentgeltlich abnimmt.

Ich musste für drei Tage nach Ljubljana. Als ich, statt wie früher telefonisch Auskunft zu erhalten, im Internet selbst nach den Zugverbindungen suchte, stieß ich auf die Warnung: Reservierung für diesen Zug dringend empfohlen! Nach einer halben, mit lauter Fehlversuchen hingebachten Stunde erhielt ich die elektronische Belehrung: Für Züge ins Ausland keine Reservierung über das Internet möglich! Also machte ich mich auf den Weg zum Bahnhof, um einen Tag vor der Reise die Karte zu erwerben und einen Platz zu reservieren. »Den Weg hätten Sie sich ersparen können«, sagte der freundliche Mann am Schalter, »den Zug kriegen wir nie voll.« Aber im Internet steht doch ...? »Ah, da schreiben sie viel hinein, die Trottel.« Ich war den Österreichischen Bundesbahnen also nicht nur unentgeltlich zu Diensten, sondern auch umsonst, denn anderntags fuhr ich auf reserviertem Platz in einem leeren Zug Richtung Süden.

Umsonst. Ein deutscher Autor namens Jochen Schmidt hat vor drei Jahren täglich zwanzig Seiten von Marcel Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« gelesen und sein Tagebuch, das er an und mit dieser Lektüre entwickelte, täglich ins Internet gestellt. Was schreibt dieser Schmidt, der sich als Schriftsteller neuen Typs, als vernetzten Online-Autor, präsentiert und dessen öffentliches Diarium von der täglichen Auseinandersetzung mit einem der am feinsten nuancierten Romane der Weltliteratur bestimmt wird? »In den Achtzigern, wo ich ständig im Theater war, wäre Kritiker mein Traumberuf gewesen, weil ich damals das Privileg, umsonst eine Karte zu bekommen, wohl stark überschätzt habe.« Wer die achtziger Jahre für einen Ort hält, »wo« er sich aufhalten kann, dem ist auch zuzutrauen, dass er Theaterkarten nicht nur gratis haben möchte, sondern sie auch wirklich umsonst erhält. Als ich sein Tagebuch als fortgesetzte Chronik der Sprachlosigkeit im Internet las, dachte ich mir, dieser Autor habe es gewiss im Sinn, aus seinen online gestellten Betrachtungen eines Tages ein richtiges Buch mit bedruckten Seiten und ordentlichem Einband zu machen. So kam es, dass ich mittlerweile auch auf Papier überprüfen kann, was ich mir bei der Lektüre am Computer dachte: Dieser Schmidt schlägt seinen sprachlichen Hammer völlig umsonst auf Proust nieder, es sprüht nicht ein Funken von Geist dabei auf.

Bisher konnte man annehmen, Sándor Márai sei aus der Bahn geworfen worden, weil die kommunistische Staatsmacht das Bürgertum nach 1945 seiner nationalen Bedeutung beraubte. Seine Tagebücher zeigen aber, dass er schon Jahre vorher entsetzt gesehen hat, wie sich jene Schicht, deren kulturstiftende Kraft er stets gerühmt hatte, vor seinen Augen zersetzte: wie sie sich gemein machte mit den Anti-

semiten um den autoritären Reichsverweser Horthy, wie sie sich schließlich der deutschen Besatzungsmacht ergab und endlich abdankte, um die Nation den »Pfeilkreuzlern«, den rabiaten Schlächtern, die 1944 die Macht im Staat übernahmen und Jagd auf die Juden machten, zu überlassen. »Ich habe das ungarische Bürgertum, die Klasse, in die ich hineingeboren wurde, gesehen, kennengelernt, in all seinen Aspekten bis zu den Wurzeln untersucht; und nun bin ich Zeuge seines völligen Zerfalls ... Und wie das Ganze in einen wilden Raubzug und den völligen Untergang mündete.« Der fundamentale Zweifel am eigenen Werk und die sich langsam und quälend öffnende Einsicht in den Zerfall des Bürgertums, das nicht erst von außen zerschlagen werden musste, sondern an innerer Schwäche, an Opportunismus, Klassendünkel, Niedertracht zugrunde geht, gehören zusammen.

In dieser krisenhaften Situation beginnt Márai sein Tagebuch zu schreiben. Er wird damit 46 Jahre lang nicht mehr aufhören, bis zu jenem 15. Januar 1989, an dem er die letzte Eintragung macht: »Ich erwarte die Abberufung, ich dränge nicht, aber ich zögere auch nicht. Es ist soweit.« Einen Monat später hat er sich, krank, verwitwet, außer in seinen Tagebüchern als Autor verstummt, in San Diego erschossen.